

Astrid Gehlhoff-Claes

Abrahams Opfer

Didos Tod

Zwei Dramen

Grupello

Das Auge liest mit – schöne Bücher für kluge Leser
Besuchen Sie uns im Internet unter
www.grupello.de

Die Autorin dankt der Kunststiftung NRW
für die großzügige Unterstützung
beim Verfassen von »Abrahams Opfer«.

Inhalt

Abrahams Opfer

7

Didos Tod

61

1. Auflage 2004

© by Grupello Verlag
Schwerinstr. 55 · 40476 Düsseldorf
Tel.: 0211-498 10 10 · Fax: 0211-498 01 83
Druck: Müller-Satz, Grevenbroich
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-89978-021-3

Abrahams Opfer

Es gibt zwei Möglichkeiten, wie in der Literatur das Böse in Erscheinung tritt. Erstens ist es das Böse als Thema, dargestellt in den bösen Handlungen einer bösen Person. Berühmte literarische Figuren des Bösen sind z. B. in Goethes »Faust« der Mephisto, in Shakespeares Königsdramen »Richard III.« und in Dostojewskis »Schuld und Sühne« der Mörder Raskolnikow. Das Böse, der böse Held, ist der große Gegenstand dieser Literatur, die das Böse verdammt. Der Dichter fällt in seiner Darstellung ein christliches Werturteil.

Zur zweiten Erscheinungsform des Bösen in der Literatur gehört vor allem Baudelaires Gedichtzyklus »Les fleurs du mal« – »Die Blumen des Bösen«. Diese Literatur denkt nicht in moralischen Kategorien, sondern an momentane Effekte. Das Böse wird attraktiv gemacht, Faszination geht von ihm aus. In abgründigen Fantasien liegt hier die Wurzel der Kunst.

Zur abgründigen Fantasie gibt es Dostojewskis berühmte Unterscheidung, ob ein und dieselbe böse Tat nicht beim gemeinen Menschen Verbrechen und beim Genie gerechtfertigte Notwendigkeit ist. Raskolnikow wagt das Experiment, die furchtbare Tat, um das zu beweisen. Doch die aus der Mathematik des Verstandes geborene Idee des Übermenschen scheitert; Raskolnikow bleibt einsam mit seiner abstrakten Idee und seinem Gewissen.

Bei Goethe findet sich der Satz: Es gibt kein Verbrechen, als dessen Urheber ich mich nicht denken könnte.

Das Stück spielt im August 1936, zu Beginn des spanischen Bürgerkrieges, in Toledo. Die Sache Moscardó ist so weit historisch, als der von den Republikanern gefangene Luis Moscardó tatsächlich als Druckmittel benutzt worden ist, um seinen Vater, den Oberst Moscardó, der die Burg von Toledo verteidigte, zur Übergabe zu zwingen. Auch zu dem im Drama dargestellten Gespräch zwischen Vater und Sohn ist es in Wirklichkeit gekommen. Der Inhalt dieses Gesprächs und alles Weitere außer dem Faktum, daß Luis Moscardó zum Schluß von den Republikanern erschossen wurde, ist erfunden.

Personen

Oberst bzw. General JOSÉ MOSCARDÓ
LUIS, sein Sohn
MARIANA, seine Frau
LUCÍA, seine Schwiegertochter

1. OFFIZIER
2. OFFIZIER
1. SOLDAT
2. SOLDAT

Ein Fremder namens MIGUEL

Zeit

August 1936

Ort

Toledo

1. Bild

(Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man den leeren Platz vor den Mauern der Burg von Toledo. Das Bühnenbild zeigt den Alcázar, im Hintergrund die Stadt.

Von rechts kommen zwei kommunistische Soldaten, die den jungen Luis Moscardó auf die Bühne zerren, dem die Hände gebunden sind. Es regnet in Strömen.)

1. SOLDAT *(sich schüttelnd)*: So ein Sauwetter. Ich bin naß bis auf die Haut.
2. SOLDAT: Was sollen wir jetzt machen? Sollen wir hier warten, bis der Alte kommt?
1. SOLDAT: Der Chef sagte, wir sollen ihn mit dem Alten allein lassen. Von einem Gespräch unter vier Augen verspricht er sich mehr. Möglich, daß der Oberst vor Zeugen die Maske wahr.
2. SOLDAT: Möglich, aber unwahrscheinlich. Man weiß doch, wie er dieses Bleichgesicht liebt. So viel ist sicher, heute abend feiern wir die Übergabe der Burg.
1. SOLDAT: Befehl ist Befehl. Stellen wir uns also ein bißchen unter. *(zu Moscardó)* Aber bilde dir nur nicht ein, Freundchen, wir wären außer Reichweite. *(indem er Moscardós Handschellen kontrolliert)* Der Platz ist abgeriegelt. Und wir sind nur so weit weg, daß wir nicht mit anhören müssen, wie du den Alten herumkriegst. *(drohend)* Du weißt, was du zu tun hast?
2. SOLDAT *(da Moscardó nicht antwortet)*: Zwecklos, ihn anzureden. Stolz ist erblich bei den Moscardós. Aber da brauchst du dich einen Dreck drum scheren, ob der seine Sache richtig macht. Schließlich geht's ja um seinen Kopf.
1. SOLDAT *(zu Moscardó, drohend)*: Da kannst du Gift drauf nehmen, daß der Chef ernst macht. Ein Wort ist ein Wort. *(zum 2. Soldaten)* Hast du was zu trinken?

(Sie gehen rechts weg, während der 2. Soldat eine Flasche aus der Tasche zieht. Luis Moscardó geht unruhig auf und ab und blickt sich nervös nach allen Seiten um. Dann erblickt er den Fremden, der allem Anschein nach schon länger anwesend ist und auf den nun plötzliches Licht fällt. Er ist grau gekleidet, lehnt, ein Bein über das andere geschlagen, links an einer Kulissee und bläst den Rauch einer Zigarette gelassen vor sich hin.)

MOSCARDÓ *(überrascht)*: Wer sind denn Sie? Und was machen Sie an diesem Ort? *(nach einer Pause, da der Fremde ihn nur anblickt und ruhig weiterraucht)* Warten Sie auch auf jemand?

DER FREMDE *(wirft die Zigarette auf den Boden, tritt sie langsam aus und richtet sich auf)*: Jetzt nicht mehr. Ich erwartete Sie.

MOSCARDÓ: Wieso mich? Ich kenne Sie doch gar nicht.

DER FREMDE: Es genügt, daß ich Sie kenne. Sie sind Luis Moscardó, dreiundzwanzig Jahre, Student des Ingenieurfachs. Ich möchte mit Ihnen sprechen.

MOSCARDÓ: Aber das ist unmöglich. Ich erwarte ein anderes Gespräch. Es ist wichtig.

DER FREMDE: Es mag wichtig sein oder nicht, – was ich Ihnen zu sagen habe, ist wichtiger.

MOSCARDÓ *(nervös)*: Hören Sie, Herr – – –

DER FREMDE *(ruhig)*: Nennen Sie mich Miguel, wenn Sie mögen. *(auf einen Baum deutend)* Wollen wir uns unterstellen?

MOSCARDÓ *(den die sichere, gelassene Art des Fremden ärgert, entschieden)*: Nein. Ich habe keine Zeit dazu. *(Er geht unruhig hin und her und folgt schließlich doch dem Fremden, den er loswerden will. Erregt)* Das ist lächerlich. Sie behaupten, mich zu kennen, und Sie meinen, daß Sie mir Wichtiges mitteilen müßten – in diesem Augenblick.

(Unter dem Baum. Er bleibt stehen. Leicht pathetisch) Ich will Ihnen etwas sagen. Durch einen unglücklichen Zufall bin ich Gefangener der Republikaner, die den Alcázar belagern. Ich erwarte hier den Oberst Moscardó, meinen Vater, der die Festung von Toledo verteidigt. Von dem,

was er mir sagen wird, hängt mein Leben ab. Ich bitte Sie, verlassen Sie diesen Ort.

DER FREMDE: Und ich bitte Sie, verzichten Sie auf jenes Gespräch. Es ist zwecklos.

MOSCARDÓ: Was soll das heißen?

DER FREMDE: Fragen Sie nicht. Sie würden leiden. Und das wünscht man nicht an jener Stelle, wo man beschlossen hat, Sie zu retten.

MOSCARDÓ: Ich verstehe nichts. Von welcher Stelle sprechen Sie?

DER FREMDE: Fragen Sie nicht, und folgen Sie mir jetzt. Es ist alles für Ihre Flucht vorbereitet. Sie werden leben.

MOSCARDÓ *(sehr stolz)*: Leben? Das werde ich in jedem Fall. Aber dieses Leben werde ich dem verdanken, der es mir schon einmal geschenkt hat.

(Pause, dann freundlich) Sie wollen mir zur Flucht verhelfen, das ist sehr gut gemeint, – *(wieder stolz)* aber Luis Moscardó braucht nicht zu fliehen. Er hat einen Vater.

DER FREMDE *(nachdenklich umhergehend, für sich)*: Ich sehe schon, so kommen wir nicht weiter. Ich muß es ihm sagen.

(vor Moscardó stehbleibend, betont) Sie befinden sich in einem gefährlichen Irrtum, junger Mann. Hoffen Sie nicht auf den Oberst Moscardó. Er wird Sie opfern.

MOSCARDÓ: Opfern? Wovon sprechen Sie? Ich begreife Sie nicht.

DER FREMDE *(leise, eindringlich)*: Mögen Sie Abraham?

MOSCARDÓ: Was soll das nun wieder? Sie sind ein seltsamer Gesell.

DER FREMDE *(noch dringlicher)*: Mögen Sie Abraham? Antworten Sie!

MOSCARDÓ *(lächelnd)*: Ich weiß nicht. Ich habe nie darüber nachgedacht.

DER FREMDE: Dann wird es höchste Zeit, daß Sie es tun. Was wissen Sie von ihm?

MOSCARDÓ: Von Abraham?

DER FREMDE: Die Sache mit Isaak, – erinnern Sie sich nicht?

MOSCARDÓ (*plötzlich verdrossen*): Sagen Sie mal, ist das alles, weshalb Sie mich hier aufhalten?

DER FREMDE: Das ist es.

MOSCARDÓ: Dann erlauben Sie, daß ich mich jetzt verabschiede.

DER FREMDE: Nein. Ich muß Sie retten. Geben Sie mir eine Chance.

MOSCARDÓ: Was wollen Sie?

DER FREMDE: Wenn ich Ihnen zeige, wie das Gespräch, das Sie so dringend erwarten, enden wird – – –

MOSCARDÓ: Ich weiß, wie es enden wird.

DER FREMDE: Sie wissen nichts. Sie kennen nicht einmal die Bibel.

(rezitierend, während die Bühne rasch dunkel wird) Und als sie kamen an die Stätte, die ihm Gott gesagt hatte, baute Abraham daselbst einen Altar und legte das Holz darauf. Und band seinen Sohn Isaak und legte ihn auf den Altar, oben auf das Holz. Und reckte seine Hand aus und faßte das Messer, daß er seinen Sohn schlachtete ...

2. Bild

(Wenn die Bühne wieder hell wird, ist der Fremde verschwunden. Gleiches Bühnenbild wie vorher. Oberst Moscardó kommt schweren Schrittes aus der Burg. Er ist ein bärtiger, dunkelhäutiger Mann mit scharfem Gesicht und melancholischem, etwas stechendem Blick unter den schweren Lidern. Man muß spüren, daß er diesen Weg nicht gern antritt.)

LUIS MOSCARDÓ (*läuft schnell auf ihn zu*): Vater!

JOSÉ MOSCARDÓ (*mit freundlicher Zurückhaltung*): Was gibt's, mein Sohn?

LUIS: Sie sagen, daß sie mich erschießen werden, wenn du dich nicht ergibst.

JOSÉ: Ich weiß. Der Milizchef hat mit mir telefoniert. »Ich verlange die Übergabe des Alcázar!« schrie er mich an. »Ihr

Sohn ist in meiner Hand. Ich werde ihn erschießen lassen, wenn Sie sich nicht ergeben.« Und, als ich keine Antwort gab: »Vielleicht glauben Sie nicht an den Ernst meiner Drohung. Sie werden selbst mit Ihrem Sohn sprechen.«

(Schweigen)

LUIS: Da sind wir also.

JOSÉ: Ja, da sind wir. *(bittend)* Wir wollen es kurz machen, Luis.

LUIS (*zustimmend, eifrig*): So kurz wie möglich, Vater. Ich kann verstehen, wie dir zumute ist. Den Alcázar ausliefern, nur weil ich durch einen unsinnigen Zufall in ihre Hände fiel: Ich brauche dir nicht zu sagen, was ich darum gäbe, dir diese ehrlose Zumutung ersparen zu können!

JOSÉ: Nicht wahr, mein Sohn? Du weißt, wie ich darüber denke. *(ein kurzes Schweigen, dann definitiv)* Und wenn sie ihre Drohung wahr machen und das Kommando »Feuer« ertönt – nun, dann ein letztes Viva España! *(Er wendet sich zum Gehen und winkt.)*

LUIS (*zurückweichend*): Vater!

JOSÉ (*sich umwendend*): Ja, mein Sohn?

LUIS: Das kann nicht wahr sein!

JOSÉ (*sehr ruhig*): Was, mein Sohn?

LUIS: Daß du mich sterben läßt!

JOSÉ: Natürlich ist das nicht wahr. Es sind die Umstände, die es tun.

LUIS: Umstände! Umstände lassen sich ändern.

JOSÉ: Nicht immer. Nicht hier. Muß ich dir das wirklich erklären? Wir sind siebzehnhundert Menschen in der Burg. Siebzehnhundert Menschen, die ich zur Räumung der Unterstadt und zur Verteidigung der Festung veranlaßt habe. Siebzehnhundert Menschen, die auf mich blicken, die blindlings glauben, daß ich es schaffen muß. Wie soll ich vor sie hintreten, um ihnen zu erklären, daß ich sie alle und unser gemeinsames Ziel einem einzigen jungen Mann zuliebe opfern will?

LUIS: Aber dieser Einzige ist dein Sohn. Und die Siebzehnhundert opferst du doch nicht. Im Gegenteil. Bei Über-

gabe der Burg ist ihnen allen freier Abzug garantiert. Seit wann ist die Sicherheit der Menschen, die dir anvertraut sind, nicht mehr oberstes Gebot für dich?

JOSÉ: Seit wir im Krieg sind, Luis.

LUIS (*verächtlich*): Krieg! Seit ein paar Wochen hört man nur dieses Wort. Alle halten es einem entgegen, sobald man noch irgendeine normale menschliche Regung begehrt; etwas von dem Leben, das wir früher führten, und von dem wir glaubten, daß es das wirkliche Leben sei. Jetzt ist Krieg, – und das ist offenbar das Ende aller normalen menschlichen Beziehungen.

JOSÉ: Es ist ein Anfang, Luis. Der Anfang ganz neuer Verhältnisse, die den Vergleich mit den gewöhnlichen wohl aushalten. Gestern zum Beispiel kam ein Unterhändler der Miliz in die Festung. Er brachte Bedingungen für die Übergabe mit, die ich ausschlug. Doch ich ließ ihn vor, um einen Wunsch anzubringen: Einen Geistlichen sollten die Roten schicken, auf drei Stunden nur, zur Tröstung der Frauen und Greise, zur Stärkung der Kranken und Verwundeten. Das sagte man uns zu. Der Pater kam und stand erschüttert vor der Größe der Not und der Todesbereitschaft. »Lassen Sie wenigstens die Frauen und Kinder ziehen!« fleht er mich an. Ich fordere ihn auf, die Frauen selbst zu fragen, was sie davon halten. Eine Frau, irgendeine, wird herbeigerufen. Bleich und abgezehrt steht sie vor dem Priester, der die Frage wiederholt, die er an mich richtete. Da reckt die Frau sich empor. Ein Lächeln umspielt ihre Lippen, und sie spricht fest und stolz: »Wir Frauen werden niemals die Burg verlassen, um uns dem Feind in die Hand zu geben. Wenn die Männer gefallen sind, werden wir selbst zu den Waffen greifen.« Bewundernd und ergriffen verließ der Geistliche die Burg.

LUIS: Bewundernd und ergriffen. Und weiter tobt der Kampf. Hundertmal schon hat der Feind die zusammengeschossene Feste berannt. Was wirst du tun, wenn er zu seinem letzten Mittel greift? Zwei Minenstollen, je mit

zwei Tonnen Dynamit gefüllt, sollen den Felsen in die Luft sprengen und die Burg mit allen Bewohnern in die Tiefe reißen. Hört ihr nicht seit Tagen die Bohreräusche?

JOSÉ: Wir haben sie gehört und sind gewarnt. Wir bereiten die Räumung der gefährdeten Zone vor. Wenn sie sprengen, wird es nur wenige das Leben kosten.

LUIS: Nur wenige! Und zugleich trommelt der Feind aus allen Rohren auf den Alcázar. Achttausend Mann roter Truppen sitzen in der Stadt, großspurig, siegesgewiß. Dazu Artillerie aller Kaliber, Haubitzen, Mörser, Feldkanonen, Tanks und Panzerwagen, Bombenflugzeuge, Minen- und Flammenwerfer. Ihnen gegenüber in der Burg nur achthundert Gewehre, zwanzig Maschinengewehre, überhaupt keine Artillerie. Hundertfünfzig Granaten fallen täglich auf die Festung. Kannst du mir sagen, wie du dir das Ende denkst?

JOSÉ: Ein Einsatzheer wird von der Hauptmacht Francos auf der Straße von Talavera nach Madrid nach Toledo abzweigen und Burg und Stadt befreien. So lange werden wir die Festung halten; so lange werden wir kämpfen, und sei es bis zum letzten Mann. Es ist im Grunde nur eine Frage der Zeit.

LUIS (*leise*): Aber diese Zeit ist für mich eine Frage von Leben – oder Tod.

JOSÉ (*näher bei Luis, sehr weich*): Das weiß ich doch, Luis. Keine Sekunde meines Lebens mehr, da mir das nicht bewußt sein wird. Weißt du, was ich dafür gäbe, etwas ändern zu können an dieser ausweglosen Lage – – –

LUIS (*sofort, gierig*): Dein Leben?

JOSÉ: Auf der Stelle – wenn ich darüber verfügen dürfte –, auf der Stelle – – –

LUIS (*bitter*): Aber du darfst nur über meins verfügen. (*nach einer Pause melancholisch*) Dein Leben. Was würde das auch schon bedeuten für mich. Hast du es nicht hundertmal für andere aufs Spiel gesetzt? Nein, dein Leben bedeutet dir nichts, man weiß das. Die Frage lautet hier, wieviel dir deine Ehre bedeutet – oder das, was du dafür hältst.

JOSÉ (*noch näher kommend, freundlich, beruhigend*): Aber um meine Ehre geht es doch nicht, Luis, oder doch erst zuletzt. Toledo trägt seit jeher Klang und Ehre eines flammenden Symbols in der Welt. Im Bewußtsein dieser Welt beschwört der bloße Name des Alcázar die historische Größe Spaniens, seinen Ruhm, seine Tapferkeit herauf. Der Alcázar ist die Wiege der modernen spanischen Infanterie. Franco selbst und die meisten seiner Offiziere haben hier ihr Offizierspatent erworben. Ihnen allen tönen noch die Worte Karls des Fünften, des größten spanischen Königs, verpflichtend im Ohr: »Nie wird ein Feind mit stürmender Hand den Alcázar besetzen!«

LUIS: Nun – und?

JOSÉ: Und? Dies alles gebe ich auf, wenn ich den Alcázar aufgebe.

LUIS (*bitter*): Und wenn du ihn hältst, dann opferst du nur mich. Nur die siebzehnhundert Menschen in der Burg, die du bis zum letzten Mann kämpfen lassen wirst. Um uns alle geht es hier nicht. Es geht um dieses Gemäuer, von dem ohnehin kaum etwas übrigbleiben wird. Es geht um Worte, den Bestand eines vierhundertjährigen Zitats. Um ein Symbol, demgegenüber kein Menschenleben zählt.

JOSÉ (*zurücktretend*): Ich wußte, du würdest mich nicht verstehen. Du hast dich ja nie mit diesen Dingen befaßt. Fast wünschte ich nun, ich hätte dich früher dazu gezwungen. Dann wäre dieser Augenblick nicht gekommen, in dem wir wie zwei Fremde voreinander stehn. Aber für das Lebensrecht des Staates hast du dich nie interessiert, dich beschäftigten schon als Kind nur Maschinen. Leblose, automatisch funktionierende Apparate, davon warst du fasziniert. Darüber saßest du ganze Nächte gebeugt und hattest keine Ruhe, bis du ihre »Seele« erforscht hattest, wie du das nanntest, was ihre Räder und Bänder in Gang hielt. Für die Seele deines Vaterlands hattest du keinen Blick.

LUIS: Und wie richtig das war, wie richtig! Wie gut ich sie gekannt haben muß, ohne sie zu kennen, daß ich mich so

vor ihr hütete. Meine Maschinen verlangen ihr Öl, ihren Strom, um zuverlässig zu laufen – kein Menschenblut. Was dein »Vaterland«, um zu leben, heute von dir fordert, ist schlimmer als jede Fühllosigkeit. Es ist barbarisch.

(*Pause. José Moscardó wendet sich wieder zum Gehen.*)

LUIS: Vater! (*leidenschaftlich, verzweifelt*) Liebst du mich nicht mehr, Vater? Was habe ich nur getan, daß du mich nicht mehr liebst? Ich muß etwas getan haben!

(*Er wirkt völlig ratlos und zerrissen, ohne daß er sich von der Stelle rührt.*)

JOSÉ (*kommt schnell zurück und umarmt ihn. Sehr liebevoll*): Aber nein, Luis, das ist es doch nicht, damit hat das alles gar nichts zu tun – – –

LUIS: Wieso nicht? (*Er löst sich ein wenig aus der Umarmung und sieht seinen Vater forschend an. Eigensinnig, betrübt*) Ist es deshalb, weil ich nicht geworden bin, was du bist? Liebst du mich darum nicht mehr?

JOSÉ: Ach, Luis, schlag' dir doch das aus dem Kopf. Du quälst dich unnötig – und auch mich. Gott weiß, wie sehr ich dich liebe; mehr als deine Mutter, mehr als mich selbst. Und ich glaube manchmal, es ist diese besondere Liebe, um deretwillen er mir diese Stunde bereitet hat. Ich liebte alles an dir, Luis, auch das, was ich nicht verstand – vielleicht das am meisten. Ich wollte dich, wie du bist, – so wie nur *du* bist, nicht mein Ebenbild. Und selbst in dieser Stunde, wo alles leichter würde, wenn du mir ähnlicher wärst, möchte ich dich nicht anders haben. (*Er schweigt einen Augenblick, dann bittend*) Es wäre schön, wenn du auch mich so nähmest, wie ich bin. Wenn du auch mich ein wenig verständest.

LUIS (*eifrig, mit Leidenschaft*): Aber ich verstehe dich ja, Vater. Alles, aber auch alles haben sie getan, damit wir uns nicht wiedererkennen. Doch ich sehe dich genau. Und das einzige, wovor ich Angst hatte, war die Erfahrung, du liebtest mich nicht mehr. Jetzt ist sie fort, diese Angst. Was kann uns geschehen? Sind wir nicht stark genug, einem Gott, der dich prüfen will, die Stirn zu bieten? Ist

es nicht, Vater, als wären wir beide, von jeher, nur auf dem schmalen Weg gewesen zu dieser Stunde? Man lebt gleichsam ein Leben lang hinter Hecken, bis eines Tages etwas passiert, das alle sorgsam errichteten Zäune einreißt. Wir stehen auf freiem Feld, ein weites Stück Land liegt vor uns ausgebreitet. Kein Gitter mehr, das unsern Blick beschränkt. Kein Schutz für uns als die eigne Entscheidung, welchen Weg wir nun wählen, welche Richtung wir einschlagen werden. Haß oder Liebe, Leben oder Tod, – wir haben nur das Äußerste zur Wahl. Und das ist gut.

JOSÉ: Du erschreckst mich, Luis. Du bejahst diese schaurige Alternative? Verstehe ich recht: Du wolltest sie, auch wenn sie uns nicht aufgezwungen wäre?

LUIS (*leidenschaftlich*): Ja, ich wollte sie. Ich habe mir das immer gewünscht, mein Leben, alles was ich habe und bin, in deiner Hand zu sehn. Schon als Kind habe ich davon geträumt. Dieser Junge, der ich war, zwölf oder dreizehn Jahre und erfahren bereits im Verkehr mit der Kälte, der verwehrten Umarmung, dem Leben, – dieser Junge brannte schon auf eine solche Stunde, die es von den Dächern verkünden würde, daß ich trotz meiner Mängel geliebt bin. Alle hoffen wir das, *allein* geliebt zu sein. Diese Burg, Vater, ist für uns beide das Zeichen. Wenn du sie opferst, opferst du alles – für mich.

JOSÉ (*sehr nachdenklich, langsam*): Bei deiner Erziehung muß mir ein entscheidender Fehler unterlaufen sein. Es ist unnatürlich, daß du dieses Opfer brauchst; daß du diese schreckliche Lage genießt, sie erfunden hättest, wenn es sie nicht gäbe. Anstatt in meiner Liebe zu ruhen wie in Abrahams Schoß – – –

LUIS (*entsetzt*): Nein, sag' das nicht. Sprich nicht von Abraham in diesem Augenblick! Sein Name bedeutet den Tod – den Tod der Liebe und den wirklichen Tod.

JOSÉ (*sehr nachdenklich den Sohn betrachtend*): Ich wußte gar nicht, daß du so am Leben hängst. Du warst solch ein zarter, melancholischer Junge; du schienst mir eher zu

wenig Lust zum Leben zu haben. Und nun diese Lebensgier, für einen Moscardó ganz unmöglich. Ein Moscardó weiß, daß er mit Haltung zu sterben hat!

LUIS (*hart*): Ich würde nicht deshalb auf das Leben verzichten, weil ich die Verpflichtung fühlte, mich wie ein Moscardó zu benehmen. Davon spüre ich nichts. Ich befinde mich, durch reinen Zufall, in den Händen von Verbrechern, die diesen Zufall benutzen wollen, einen Krieg, in dem sie mit den Mitteln des Krieges nicht recht vorankommen, durch Feilschen mit menschlichen Blutsbanden zu gewinnen. Ich sehe nichts Ehrenhaftes darin, mich von ihnen erschießen zu lassen.

(*Er hält einen Augenblick inne, dann in anderem Ton*) Dennoch geht es mir nicht darum, mein Leben zu retten. Es geht darum, ob *du* es retten wirst. Es geht um deine Liebe, die sich erweisen soll.

JOSÉ: Ich habe hier nicht die Freiheit, dir etwas zu beweisen, dir persönlich. Weißt du denn überhaupt, was in Spanien vor sich geht? Was für uns alle, an jeder Stelle, auf dem Spiele steht?

LUIS: Denk' jetzt nicht daran, Vater! Denk' einmal nur an uns! Du magst hinterher den Alcázar zurückerobern, ich komme mit, und du wirst sehen, wie wenig mir an diesem Leben liegt. Nur jetzt laß mich nicht im Stich! Zeige, daß du mich liebst, mich allein; mich mehr als diese Burg, diesen Krieg, diesen Namen Moscardó!

JOSÉ: Hinterher. Es ist etwas anderes hinterher. Jetzt ließe ich mich erpressen. Diese Burg, dieser Krieg, dieser Name Moscardó, – das ist es doch nicht allein, was ich verriete. Ich verriete eine Idee, eine Aufgabe, die mir nicht von Franco, sondern von Gott gegeben ist. In den Straßen von Toledo werden die Kreuze durch die Gossen geschleift. Gott hat mir mit dieser Burg, mit diesem Kampf um Toledo die Zukunft Spaniens, fast möchte ich sagen, seine eigne Zukunft in Spanien anvertraut.

LUIS (*erschöpft*): Und mich? Hat er nicht auch mich dir anvertraut?

JOSÉ: Er hat dich gegeben. Er kann entscheiden, wann er dich nehmen will.

LUIS (*in einer letzten Anstrengung*): Und du? Als mein Vater, – kämpfst du nicht um mich?

JOSÉ: Er ist unser Vater, – ich kämpfe nicht gegen ihn.
(*Pause. Sie stehen sich stumm gegenüber und blicken sich an.*)

LUIS (*nach einer Weile, ohne Ironie, den Vater neugierig betrachtend wie eine neue Person*): Nun wirst du wohl bald General, – wenn ich tot bin, wenn alles vorüber ist?

JOSÉ: Glaubst du wirklich, ich denke jetzt daran?

LUIS (*in demselben Ton wie vorher*): Warum denn nicht? Du hast es dir doch immer gewünscht. Dem Alter nach bist du längst an der Reihe. Es fehlt nur eine letzte, entscheidende Tat.

JOSÉ (*leicht phrasenhaft, betont*): Als ob es für mich noch eine Zukunft gäbe – einen Gedanken daran, wenn deine verloren ist!

LUIS (*wie aus einem Traum erwachend*): Es ist ja gar nicht die Zukunft, was wir verlieren, es ist die Vergangenheit. Es ist dein Bild in mir, das zurückweicht vor diesem neuen José Moscardó. Der jetzt auf mich zukommt mit dem furchtbaren Schritt des Mörders, den niemand außer dem Ermordeten kennt. Dein glühendes Bild, auf das ich zwanzig Jahre mit geschlossenen Augen blickte, und das in diesen Minuten zu verkohlen beginnt. Nur ihm verdankt meine Kindheit, was sie an Reinem, Unverlierbarem besaß. In seiner Asche sinkt auch sie zusammen. Du hast sie getötet. Bevor du mich vor den Augen aller jener Kugel ausliefern wirst, hast du dich schweigend von ihr losgesagt und deine Kugel auf sie abgegeben.

JOSÉ (*abschließend, phrasenhaft*): Ich habe mich nicht von dir losgesagt. Du stirbst für Spanien! Für deinen Vater wirst du nie gestorben sein.

(*Er klopft, mit einer Geste der Verlegenheit, seinem Sohn aufmunternd auf die Schulter und geht schnell ab.*)

LUIS (*leise, mit tiefer Verzweiflung*): So macht man das also. Man wirft seine Liebe in den Keller und verschließt die

Tür. Man mauert seine alten Zimmer zu und baut sich anderswo sein Haus. Man beginnt von vorn, man kommt darüber hinweg. (*lauter, drohend*) Diese Kugel: Eines Tages bohrt sie sich auch in dein Herz – – –

(*Die Bühne wird wieder dunkel. Wenn völlige Dunkelheit eingetreten ist, vernimmt man wieder die letzten Worte des Fremden vor Beginn der Szene*)

DER FREMDE: Und reckte seine Hand aus und faßte das Messer, daß er seinen Sohn schlachtete ...

LUIS (*noch im Dunkeln, schreit auf*): Das ist nicht wahr!

3. Bild

(*Die Bühne wird hell. Luis Moscardó und der Fremde befinden sich an ihren früheren Plätzen.*)

LUIS MOSCARDÓ: Das ist nicht wahr!

DER FREMDE: Es war ein Schock für Sie?

MOSCARDÓ: Ich glaube Ihnen kein Wort. Was wollen Sie mit Ihren Lügen bloß erreichen?

DER FREMDE: Ich will, daß Sie auf mich hören. Daß Sie fliehen.

MOSCARDÓ (*nachdenklich*): Wie lange kennen Sie eigentlich den Oberst?

DER FREMDE: Lange genug.

MOSCARDÓ: Sie hassen ihn, nicht wahr?

DER FREMDE: Was soll das? Bleiben wir bei der Sache.

MOSCARDÓ: Natürlich hassen Sie ihn. Und Sie hatten nie die Möglichkeit, mit ihm abzurechnen. (*Er hält einen Augenblick inne.*) Wieso sind Sie überhaupt imstande, mir zur Flucht zu verhelfen – mit absoluter Sicherheit? Sie sind wahrscheinlich der Milizchef, den ich nie zu Gesicht bekam.

DER FREMDE: Ich bewundere Ihren Scharfsinn.

MOSCARDÓ: Sie haben früher unter ihm gedient. Vielleicht waren Sie sogar Offizier. Er hat Sie entlassen, degradiert,

ich kenne die Gründe nicht. Sie liefen dann ins andere Lager über. Aber Ihr Haß, Ihr Verlangen nach Rache wurden nie gestillt. Sie wissen, wie sehr er mich liebt. Deshalb haben Sie mich ausgesucht. Deshalb wollen Sie mir dieses Mißtrauen einreden, diese Liebe vergiften. Ist es nicht so?

DER FREMDE: Ich hätte Sie nicht für so gescheit gehalten. Ich gebe zu, ich habe Sie unterschätzt.

MOSCARDÓ (*fortfahrend*): Sie haben mir eine Falle gestellt. Aber etwas haben Sie falsch gemacht. Etwas Entscheidendes.

DER FREMDE: Wirklich?

MOSCARDÓ: Sie haben mir einen José Moscardó gezeigt, den es gar nicht gibt. Einen José Moscardó, wie Sie ihn sehen: ehrgeizig, fanatisch, skrupellos. Einen anderen Faschisten können Sie sich wohl nicht vorstellen. Aber ich kenne meinen Vater, wie er wirklich ist: Einen Vater, dem nichts heiliger ist als die Liebe zum Menschen und das Leben mit ihm.

(*Er will an dem Fremden vorbeigehn, aber dieser hält ihn am Arm zurück.*) Es ist zwecklos. Geben Sie es auf.

DER FREMDE: Nein. In gewissem Sinne fühle ich mich für Sie verantwortlich jetzt. Und ich Sorge mich, ob Sie wirklich so überzeugt sind, wie Sie vorgeben.

MOSCARDÓ: Natürlich! Lassen Sie mich los!

DER FREMDE (*eindringlich*): Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll. Es stimmt, ich habe mich verändert in diesen Jahren. Ich gehöre zu den Leuten, die dem Wechsel der Dinge gegenüber nicht unempfindlich sind. Sie treiben mit, sie passen sich den neuen Verhältnissen an. Sie haben nicht die Kraft zu widerstehen. Mit Ihrem Vater ist das etwas anderes. Er kommt aus einer alten Offiziersfamilie und hat einen kalten Verstand, der die Dinge übersieht.

MOSCARDÓ: Lassen Sie meinen Vater aus dem Spiel.

DER FREMDE: Verzeihen Sie – ich wollte nur sagen, daß ich auch einmal in einer Falle saß. Wenn mir damals jemand

gesagt hätte, was alles auf mich wartet, und wenn er mir einen Ausweg gezeigt hätte, dann hätte ich ihn ergriffen.

MOSCARDÓ: Aber diesen Ausweg gibt es nicht. Das ist eine Utopie. Selbst wenn ich wollte, könnte ich nicht fliehen. Ich muß zu meinem Vater, und ich kenne ihn gut.

DER FREMDE: Das sagen Sie so leichthin, junger Mann. Dabei weiß man nie, ob man jemand kennt. Meist kennt man nicht einmal sich selbst. Glauben Sie mir – – –

MOSCARDÓ: Nein! Ich will nichts mehr hören. Und wenn wirklich das auf mich wartete, was Sie mir gezeigt haben: Ich würde trotzdem zu meinem Vater gehn.

DER FREMDE: So? Und darf man erfahren warum?

MOSCARDÓ: Weil mir gar nichts anderes übrig bleibt. Weil ich ihn liebe, diesen José Moscardó, der *mir* vertraut ist wie meine Kindheit, mein Herz. *Meinen* Vater. An ihm irre zu werden, wäre mehr als der Tod. Aber das verstehen Sie wohl nicht.

DER FREMDE: Woher wissen Sie das?

MOSCARDÓ: So etwas fühlt man. Sie hassen den Oberst. Und um mich ihm für immer zu entfremden, impfen Sie mir diese Lüge ein. Aber ich durchschaue Sie. Ich kann das Risiko auf mich nehmen: Ich weiß es seit jenem Sommer vor sechs Jahren ...

(*die folgenden Worte, während die Bühne wieder langsam dunkel wird*) Es war ein Sommer, wie es seit langem keinen gegeben hatte. Die eben erst aufgeblühten Rosen verblättern bereits über einer verbrannten Erde. Die Blätter der Palmen hingen wie zusammengefaltete Fächer herab. Die Vögel schwiegen. Nichts als das unaufhörliche Schwirren der Mücken vor den Fenstern. Nichts als das gleißende Licht, dessen Reflexe über Decken und Wände zuckten ...

4. Bild

(Zimmer im Hause Moscardó in Toledo. Alte, etwas düstere Möbel, an den Wänden Waffen und die Urkunden der Auszeichnungen Moscardós. In einer Ecke zwei Koffer. Die Sonne fällt ins Zimmer, es ist ein Morgen, wie Luis Moscardó ihn eben beschrieben hat.

Luis Moscardó, siebzehnjährig, sitzt am Tisch. Er hat eine Zeitschrift aufgeschlagen und versucht zu lesen. Drückende Stille wie vor einem Gewitter.)

MARIANAS STIMME: Luis!

(Mariana tritt ein. Kleine, kränklich aussehende Frau Anfang Fünfzig, Luis ähnelt ihr sehr. Sie bringt das Frühstück und deckt den Tisch. Luis geht ans Fenster.)

MARIANA: Was machst du, Luis?

LUIS *(ohne sich umzuwenden)*: Ich betrachte den Himmel.

MARIANA *(kopfschüttelnd)*: Du träumst zuviel – für einen Jungen. *(nach einer Weile, da er nicht antwortet)* Wie sieht er denn aus, der Himmel?

LUIS: Ein fernes, staubiges Blau. Es wird ein Gewitter geben.

MARIANA: Das wäre schade – für euch. Für alle Fälle will ich die Regenmäntel bereitlegen.

(Sie öffnet einen Schrank und nimmt zwei Mäntel heraus, die sie auf die Koffer legt.)

Du freust dich auf die Reise?

LUIS *(wendet sich um und kommt zurück an den Tisch)*: Ja, Mutter, sehr.

MARIANA *(lauernd)*: Lange genug hat es gedauert, bis er dir endlich diesen Wunsch erfüllt, mein armer Junge. Er vernachlässigt dich wirklich zu sehr.

LUIS *(auf der Hut, abwehrend)*: Ich bin kein armer Junge. Es ist sehr viel, daß er mir diese zwei Wochen opfern will. Mir allein.

MARIANA: Ich habe ihm vor ein paar Tagen gesagt, daß es so nicht weitergehen kann. Daß er nicht umhin könne, sich einmal um dich zu kümmern. Schließlich hat er sich dann zu dieser Reise entschlossen.

LUIS: Soll das heißen, daß ich diese Reise nur dir verdanke?

MARIANA *(zupft an der Tischdecke herum)*: Du lieber Gott, Luis, mir oder ihm, das macht doch keinen Unterschied.

LUIS: Für mich wohl. Für mich ist dieser Unterschied wichtig.

MARIANA: Aber wieso denn? Die Hauptsache ist doch, wir haben unser Ziel erreicht.

LUIS *(grenzenlos enttäuscht)*: Und ich glaubte, es sei *sein* Wunsch, sein eigener, als er mir den Vorschlag machte!

MARIANA *(die ihr Ziel erreicht hat, großmütig)*: Es ist ja auch seiner, jetzt. Na schön, er hat es mir zuliebe beschlossen. *(Mariana nimmt das leere Tablett auf und geht zur Tür, wo sie noch einmal stehen bleibt.)* Ich will doch nur, daß du glücklich wirst.

LUIS: Es geht mir nicht ums Glück, Mutter.

MARIANA: Worum denn?

LUIS: Bei ihm zu sein!

(Mariana zuckt zusammen wie unter einem Hieb. Schnell ab. Stille wie vorher.

Luis setzt sich an den Tisch und beginnt wieder zu lesen. Eine Rose fliegt durch das offene Fenster herein, er sieht sie nicht, er sitzt mit dem Rücken zum Fenster. Ein Mädchenkopf mit großen Augen und viel schwarzem Haar taucht am Fenster auf. Die Augen laufen flink durch das Zimmer und überzeugen sich, daß Luis allein ist.

Das Mädchen klettert herein und tritt leise hinter Luis' Stuhl. Sie hält ihm die Augen zu, er wehrt sich.)

LUCÍA: Dreimal darfst du raten, rate, wer ich bin.

LUIS: Ach, laß das doch, Lucía.

LUCÍA: *(läßt ihn los, hebt die Rose auf und hält sie ihm hin)* Hier, Luis, für dich. Ich hab' sie selbst gepflückt.

LUIS *(nimmt die Rose und hält sie ungeschickt von sich ab)*: Wie nett von dir, Lucía. Aber warum kommst du so früh?

LUCÍA: Morgen ist mein Geburtstag. Wir werden ihn feiern. Ich wollte dich fragen, ob du kommen willst. *(Sie zieht sich einen Stuhl heran und setzt sich dicht neben Luis.)* Eigentlich mache ich mir nur etwas daraus, wenn du kommst.

LUIS (*vorsichtig von ihr abrückend*): Es tut mir leid, Lucía. Ich verreise heute.

LUCÍA: Oh wie schade! Davon wußte ich nichts. Reist du allein?

LUIS: Mit meinem Vater. Für zwei Wochen.

LUCÍA: Mit deinem Vater?

LUIS: Ja. Wir wollen einmal ganz für uns sein, verstehst du. Er hat selbst den Vorschlag gemacht.

LUCÍA: Könntet ihr nicht zwei Tage später fahren?

LUIS: Nicht einen einzigen. Mein Vater hat sich meinetwegen für diese Wochen freigemacht.

LUCÍA: Immer sagst du nein. Immer ist dein Vater der Grund. Wie ein schwerer Mantel umgibt er dich, den man nicht aufheben kann.

(Sie steht auf und tritt hinter seinen Stuhl. Sie nimmt die Rose, die er immer noch steif von sich abhält, aus seiner Hand und streichelt damit sein Gesicht. Sie beugt sich zu ihm hinunter und versucht auf alle mögliche Art, ihn zu Zärtlichkeiten zu bewegen.)

LUIS (*steht auch auf und schüttelt sie damit ab*)

LUCÍA (*plötzlich böse*): Weißt du, was sie in der Stadt von dir sagen? Die Mädchen, meine ich. Sie sagen, du seist nicht normal.

LUIS: Was meinst du damit?

LUCÍA: Sie sagen, du kannst es nicht – mit Mädchen umgehen.

LUIS (*starrt sie einen Augenblick an, packt sie dann plötzlich und beginnt sie wild zu küssen. Er läßt sie ebenso plötzlich wieder los, so daß sie fast hinfällt.*) Nun? Glaubst du es immer noch?

LUCÍA (*lachend*): Natürlich nicht.

(Sie legt die Arme um seinen Hals, blickt ihn kokett an und fragt schmeichelnd) Kommst du nun zu meinem Fest? Ich will es!

LUIS: Nein, ich komme nicht. Ich gehe mit meinem Vater!

(Lucía wendet sich ab und klettert schnell aus dem Fenster.)

LUCÍA (*von draußen*): Du bist seltsam. Glaubst du denn wirklich, daß er sich etwas aus dir macht?

(Sie verschwindet. Man hört im Flur das Klingeln des Telefons.)

STIMME JOSÉS: Moscardó. Wer ist da? Ah, Guten Morgen, Herr General. *(Pause)*

Das ist ja ungeheuerlich. Dieser junge Leutnant – hätte ich nicht gedacht. Sie denken doch sicher an ein Disziplinarverfahren? Natürlich. Ja, ich bin einverstanden. Selbstverständlich stehe ich zu Ihrer Verfügung. Nein, ich hatte nichts vor – nichts Besonderes jedenfalls. Ich kann mich da ohne weiteres freimachen. Gut. In einer Stunde bin ich bei Ihnen.

(einen Augenblick Stille)

MARIANA: Du kannst die Koffer wieder auspacken. Wir reisen nicht. Wo ist Luis? Man muß es ihm sagen.

(Schritte, die näherkommen. Luis, der wie erstarrt dastand und den Worten seines Vaters lauschte, läuft zum Fenster und springt in einem plötzlichen Entschluß hinaus.)

JOSÉ (*tritt ein*): Luis! *(Er blickt sich im Zimmer um.)*

MARIANA (*kommt schnell herein. Mit Schrecken*): Du willst nicht reisen, José?

JOSÉ: Ich kann nicht fort. Es ist da eine Sache passiert – sehr unangenehm für mich. Unterschlagungen – ausgerechnet ein junger Leutnant, den ich ausbilde. Sportlich sehr begabt, sehr sympathisch, hätte ich nicht gedacht. Er ist bereits vom Dienst suspendiert, so bald wie möglich soll die Sache untersucht werden. Jedenfalls ist kein Denken daran, daß ich jetzt fortfahre.

(Er geht zum Frühstückstisch.)

MARIANA: Der arme Junge. Wie ihn das wieder treffen wird.

JOSÉ: Wo ist er denn eigentlich?

MARIANA: Ich weiß nicht. Lucía war eben hier. Vielleicht begleitet er sie nach Hause. Im Grunde ist es ein Segen, daß diese Reise nicht zustande kommt. Das wäre nicht gut gegangen. Ihr seid zu verschieden.

(Sie geht hinaus.)

JOSÉ (*allein im Zimmer, vor sich auf den Boden blickend, murmelt*): Wir sind zu verschieden. Wir sind zu verschieden.

(Stille. Dann hört man von draußen den Lärm einer größeren Menschenansammlung. Der Lärm kommt näher, er dringt ins Haus. Man hört Marianas Stimme, ohne noch ihre Worte zu verstehn. José, in Gedanken verloren, steht noch an der gleichen Stelle, wo sie ihn verließ, als Mariana zurückkommt.)

MARIANA: José!

(Sie bleibt an der Tür stehen, sie ist sehr erregt.)

JOSÉ *(wird aufmerksam)*: Was hast du? Du zitterst ja! *(plötzlich begreifend)* Ist etwas – mit Luis?

MARIANA *(heftig nickend, aufschluchzend)*: Sie haben ihn aus dem Teich gezogen!

(José sieht sie einen Augenblick starr an, ohne ihre Worte zu verstehn, und stürzt dann, sie hart beiseite schiebend, aus dem Zimmer. Die Bühne verdunkelt sich.)

5. Bild

(Gleiches Zimmer wie in der vorhergehenden Szene. Luis Moscardó liegt auf einem Sofa im Vordergrund. Er läßt sich vornüber fallen und beginnt haltlos zu weinen. José geht zu ihm und setzt sich neben ihn.)

JOSÉ: Ich bin bei dir. Fürchte dich vor nichts, ich bin da.

(Längere Stille. Dann hebt Luis den Kopf.)

LUIS: Es ist seltsam – seit ich es geschluckt habe – seine ganze, schreckliche Geschmacklosigkeit – liebe ich das Wasser – – –

JOSÉ: Kannst du mir nicht sagen, Luis, was dir fehlt? Ich will es nicht aus Neugier wissen.

LUIS *(hastig)*: Was hast du gespürt, als du glaubtest – – – Erleichterung, Unmut, Traurigkeit?

JOSÉ: Tiefe Traurigkeit, Luis, und Verzweiflung. Warum hast du das getan?

LUIS: Du hast dein Versprechen gebrochen!

JOSÉ: Welches Versprechen? Was meinst du?

LUIS: Die Reise.

JOSÉ *(nichts begreifend)*: Aber Luis – das kann doch nicht – –
– Die Verschiebung einer Reise kann doch nicht der Grund für etwas so Ungeheuerliches sein.

LUIS *(eigensinnig)*: Verschiebung. Du verschiebst alles. Du hast alle Versprechen gebrochen, immer. Du kannst kein Freund sein. Du kannst nicht halten, was abgemacht ist. Verschiebung! Ich hab' zu lange gewartet auf dich.

JOSÉ *(wie vor den Kopf geschlagen)*: Du hast gewartet?

LUIS *(stockend, leise)*: Jedes Mal – wenn du etwas aufschobst – es geschah immer wieder in all den Jahren – war ich sicher – daß es für alle Ewigkeit aufgeschoben sei.

(Er hält inne, dann wieder stockend) Etwas Verlässliches – gibt es nichts Verlässliches, Vater? Diese Flüchtigkeit – diese Unsicherheit überall. Kein Wort – kein Gefühl – das hält! Nur das Wasser – dieses stehende Wasser ...

(Er hält wieder inne, ringt nach Worten.) Etwas Verlässliches – muß es doch geben, Vater. Oder nicht? Nur das Wasser? *(Er greift plötzlich nach der Hand seines Vaters, mit beiden Händen.)* Du!

(Schweigen. Dann leise) Du könntest verlässlich sein. Nicht deine Worte – dein Herz.

JOSÉ: Wir werden fortgehn, Luis. Wir werden zusammen sein. Ich verspreche es dir. Ich werde es halten.

LUIS: Ich verlange nichts. Wenn ich nur dein Herz hätte!

JOSÉ: Ich dachte immer, du machtest dir nichts daraus. Ich wußte nichts, Luis.

LUIS *(unsicher)*: Sprichst du nur so, weil – das heute geschehen ist? Weil es wieder geschehen kann? Um meinen Traum zu retten?

JOSÉ: Nein. Aber vielleicht habe auch ich manchmal einen Traum nötig. Jenen geheimen Quell innerer Kraft, der in einem unzerstörbaren Traum liegt, und den du hast. Glaubst du mir nicht?

LUIS: Verzeih mir. Es ist für dich sehr leicht, mich zu täuschen. Davor fürchte ich mich.

JOSÉ: Ich bin bei dir. Fürchte dich nicht, ich bin da.

(Sie blicken sich an. Die Bühne verdunkelt sich.)